

Florians Befreiung

Er war ein Heim- und Verdingkind. Eigentlich hatte er keine Chance. Roland M. Begert hat das Martyrium überlebt. Jetzt blickt er in einem aufwühlenden «biografischen Roman» zurück auf seine gestohlene Kindheit.

Die Tochter sitzt am Mittagstisch und macht ein mürrisches Gesicht. Ob denn in der Schule etwas vorgefallen sei, fragt der Vater besorgt. Einen Familienstammbaum habe sie ausfüllen müssen, entgegnet die Tochter. Es klingt wie ein Vorwurf. Sie wisse ja kaum etwas über die Familie ihres Vaters: «Ein Bruder von dir mit seinem Hund, die fast nie zu uns kamen, das ist alles.» So habe sie eben diesen Mann und seinen Hund im Stammbaum eingetragen, sagt sie trotzig.

«Nicht aus Scham habe ich so wenig über meine Familie erzählt», sagt Roland M. Begert, «ich wollte meine Tochter nicht mit diesen düsteren Geschichten aus der Vergangenheit belasten.» Seine Augen strahlen Güte aus, als er diese Episode prägnant erzählt. Der pensionierte Gymnasiallehrer mit Dokortitel wirkt offen und neugierig; nur gelegentlich scheint eine innere Anspannung von ihm Besitz zu ergreifen, verrät sein Blick einen Anflug von Misstrauen. Vielleicht ist es der Blick eines Menschen, dessen Urvertrauen in der Kindheit unwiederbringlich zerstört, der in heute nicht mehr vorstellbarem Masse erniedrigt und verhöhnt wurde.

Eine schreckliche, von schier unvorstellbarer Lieblosigkeit verwüstete Kindheit hat er erlebt, besser: überlebt. Und er hat jetzt einen «biografischen Roman» veröffentlicht, in dem er zurückblickt auf dieses einsame Menschlein Florian, das er in der dritten Person Einzahl begleitet. An Schicksalsgeschichten, sagt Begert, störe ihn oft die Ich-Form, «alles bekommt sofort etwas Larmoyantes, Narzisstisches». Er wollte seine Erinnerungen in diese Figur reinpacken und ihn «wie unter der Lupe» auf seinem hindernisreichen Weg beobachten.

Keine Liebe, nirgends

Zielte der klassische Bildungsroman auf eine Aussöhnung des Helden mit der Welt, die er vorher verachtete, ist die Situation in «Lange Jahre fremd» umgekehrt: Der junge Held wird von der Welt verachtet, er hat weder Zeit noch Musse, Ansätze eines Selbstwertgefühls, geschweige denn Ideale zu entwickeln. Er ist sprachlos, ohnmächtig, «verdingt», allein schon das Wort bezeichnet eine Entmenschlichung.

Roland M. Begert wurde als Säugling von der Mutter gleich nach der Geburt verstossen und wuchs als einziger Protestant in einem von gestrengen Nonnen geführten katholischen Kinderheim in Leidach (Grenchen) auf, stets die «Peitsche der Angst» im Nacken, ein Bettnässer bis in die Pubertät, Seelenqualen leidend wegen der «falschen Konfession». Als 12-Jähriger wurde er auf einen Bauernhof in der Region Bern verschachtet und wie ein rechtloses Arbeitstier gehalten (auf dem Feld war er im Winter froh, wenn er seine durchfrorenen Füsse im warmen Kuhdung aufwärmen konnte). Ein vom Lehrer empfohlener Übertritt in die Sekundarschule ist für die Bauersleute kein Thema, er ist immer hungrig, auf der untersten Stufe der Hierarchie gleichsam vogelfrei und haust in ungeheizten Abstellkammerchen. Später wird er vom Vormund zu einer Giessereilehre bei Sulzer in Hüttenstadt (Winterthur) abkommandiert, «ein Leben im Hades, ein unterweltliches Dasein in der Verdammnis». Meist ist er Autoritätspersonen ausgesetzt, deren Hartherzigkeit und Gemeinheit bei der Lektüre zuweilen fast körperliche Übelkeit auslösen. Und immer wieder bekommt Florian, «dieses schüchterne Kind, zerbrechlich an Körper und Seele», von Vormündern und Lehrlingsvätern den Satz zu hören: «Alle wollen doch nur das Beste für dich.»

Seelenfrieden erst im Tod?

Ursprünglich plante Roland M. Begert ein Sachbuch über «Niemandskinder» in Heimen. «Ich bin ein Mensch, der emotionale Eruptionen nicht gerne zeigt.» Deshalb wäre auch ein Sachbuch geeigneter gewesen, aber das Projekt habe sich «organisch» in Richtung eines biografischen Romans entwickelt. Einen starken Schreibimpuls verspürte er schon um 1990, nach dem Tod seiner Mutter, die im Buch Clara heisst.

Als er diese Frau, die selber ein Verdingkind gewesen und lebenslang traumatisiert war, in der Aufbahrungshalle betrachtete und ihm dabei das entspannte Gesicht der Toten auffiel, habe er sich gesagt: «Herrgott, braucht es wirklich den Tod, damit ein Mensch endlich seinen Seelenfrieden fin-

den kann?» Wütend habe ihn dies gemacht und den Wunsch in ihm entfacht, «eine Art Familienchronik» zu schreiben. Diese Mutter war zusammen mit ihren beiden Geschwistern selber früh den Eltern weggenommen, von den Armenbehörden auf Bauernhöfe verteilt und den Grausamkeiten des Verdingwesens ausgesetzt worden. Begerts Grossmutter war eine französische «Zigeunerin», die einen Emmentaler geheiratet hatte. So geriet die Familie denn bald ins Visier von Behörden, die einer rassistischen Doktrin anhängen und das unselbige Pro-Juventute-Hilfswerk für die «Kinder der Landstrassen» gewähren liessen, das diese «artfremden Schädlinge am helvetischen Volkskörper» zu nützlichen Mitglie-

dern umzufunktionieren gedachte. Roland M. Begert sagt, dass er gegenüber seinen Peinigern von einst keinen Hass verspüre, ihm gehe es darum, für nachfolgende Generationen Zeugnis abzulegen, «dass es uns Verdingkinder einmal gegeben hat».

Er will Aufarbeitung, kein Geld

So ist Begert denn kein Befürworter von finanziellen Entschädigungen für ehemalige Verdingkinder: «Mit Geld kann man diese leidvollen Erfahrungen nicht aufwiegen. Für mich wäre das nochmals eine Unterwerfung unter den Staat, der uns unterworfen hat.» Auch auf Worte der Entschuldigung von Politikern kann er verzichten. Er misstraut diesen Gesten und befürchtet,

dass Politiker mit wohlfeilen Sprüchen vor allem eigene Profilierung im Auge hätten. Begert sieht sich als Vertreter einer «dritten Gruppe», die auf die wissenschaftliche Aufarbeitung setzt. «Ein Staat», sagt Begert, «der sich als Demokratie bezeichnet und gegen aussen gerne seine humanitären Verdienste betont, darf so ein dunkles Kapitel nicht einfach unter den Tisch kehren.»

Im Rückblick wundert sich Roland M. Begert selber darüber, dass er diese qualvolle Zeit überlebt hat. Verfügte er über einen unsichtbaren Schutzschild, über ein «seelisches Korsett» wie seine Tante Maria? Begert sieht sich als «Pantheisten», nennt Spinoza als Orientierungsfigur, die Göttlichkeit liege im Werden und Vergehen der Natur.



«Herrgott, braucht es wirklich den Tod, damit ein Mensch endlich seinen Seelenfrieden finden kann?»

ADRIAN MOSER

Das Kind Florian begleitet Begert mit Empathie und einer geschmeidigen Sprache, die diese ins Gedächtnis eingetragenen Erinnerungen in plastische Bilder zu übersetzen versteht. Unvergesslich, wie die Mutter den schon im Heim lebenden Sohn einmal frühmorgens an den Bieler Strandboden schleppt und auf eine Parkbank zeigt, wo ein verwahrloster Mann seinen Rausch ausschläft. Er habe immer den Vater kennenlernen wollen, da liege er, «ein Säufer und Arbeitsscheuer». Roland M. Begert besucht jedes Jahr einmal die Stelle, wo er seinen Vater auf der Parkbank sah. «Es ist ein Seelentrip», sagt er, «ein Abtauchen in die Vergangenheit.» Er weiss nicht, wann sein Vater gestorben ist – ein ruheloser, bindungsscheuer Mann, der in jungen Jahren ein gefeierter Entfesselungskünstler war.

Dieses Bild des Entfesselungskünstlers passt im übertragenen Sinn auch auf Roland M. Begert – er befreite sich aus einer schier hoffnungslosen, vom Alkoholmissbrauch überschatteten Lebenssituation. Nach einer Blinddarmentzündung fand er im Spital endlich Zeit, über sein Leben nachzudenken. Dort genoss er auch die Aufmerksamkeit des Pflegepersonals und den Körperkontakt. Er, der nie Zärtlichkeit und Fürsorge erfahren hatte, erlebte sogar «das Pulsnehmen als etwas Erregendes».

Er kaufte sich ein Velo, brach aus dem Gefängnis einer bigotten Schlummermutter aus, um die Welt zu erfahren. In Lausanne arbeitete er als Bäckergehilfe, besuchte Französischkurse, bildete sich autodidaktisch weiter; ein Sprachaufenthalt in Florenz wurde zum überwältigenden Bildungserlebnis. Sein Patron in einer Uhrenfabrik ermunterte ihn zur Weiterbildung, ebenso eine kinderlose deutsche Frau, mit der er ein kurzes Liebesverhältnis unterhielt. Roland M. Begert besuchte das Abendgymnasium und nahm das Wirtschaftsstudium an der Universität Bern ausgerechnet 1968 auf, im Jahr der studentischen Proteste. Er kam aus einer gänzlich anderen Welt, von ganz unten, war aufstiegs- und leistungsorientiert. Alle seine Bestrebungen hätten immer nur einem Ziel gedient: «mich als wertvolles Mitglied in der Gesellschaft zu verankern». Er erlebte den Frontalangriff auf «Sekundärtugenden» wie Fleiss und Disziplin, «die ich als Überlebenshilfe so internalisierte, dass ich mich nicht mehr davon lösen kann».

«Ungeahnte Kräfte» schlummern

Eine oft schmerzhaft empfundene «Gespaltenheit» prägte auch sein Wirken am Gymnasium Kirchenfeld, wo er als «pickelharter Lehrer» für einige Schüler ein autoritäres Feindbild verkörperte, immer korrekt mit Krawatte gekleidet und von Schülern vor den Kopf gestossen, «die alle Möglichkeiten hatten und sie nicht nutzten». So erschien er oft stur und unnachgiebig. «Ich war streng, das stimmt, aber ich stellte auch an mich hohe Ansprüche.»

Verletzt hat ihn auch, dass er mit seinem Arbeitsethos im Lehrerkollegium teils belächelt wurde; dies sei halt typisch für einen mit dem zweiten Bildungsweg, der seine proletarische Herkunft nicht verleugnen könne. Diese Konflikte im Schuldienst will er in einem «Lehrerroman» verarbeiten.

Nach der Publikation seines Buches erhielt er viele «beglückende Reaktionen», eine Comicversion ist geplant, und ein Schweizer Regisseur hat Interesse an einer Verfilmung signalisiert. Besonders gefreut hat Begert die Reaktion eines ehemaligen Schülers, heute ein erfolgreicher Unternehmer, der nicht nur die Übersetzung ins Französische finanzieren will, sondern jedem seiner Mitarbeiter ein Exemplar des Buchs schenkt, «um ihnen ein Beispiel zu geben, was ein Mensch trotz widrigsten Umständen aus sich machen kann».

Ein Freund habe ihm einmal gesagt, er könne nicht verstehen, dass ein Mensch mit seiner Lebensgeschichte kein Sozialdemokrat sei. Begert lächelt. Er sei eben gegen «Schmarotzer» bei der Sozialhilfe ebenso wie bei den Spitzenlöhnen: «Im Menschen schlummern ungeahnte Kräfte, so lassen wir diese sich doch entfalten.» Von diesen Kräften legt auch Begerts Buch eindrücklich Zeugnis ab. Seine Tochter Manuela hat das Buch natürlich gespannt gelesen und war, so der Vater, «tief beeindruckt». Sie habe ihm auch gesagt, sie sei stolz darauf, eine «Zigeuner»-Urgrossmutter zu haben.

Roland M. Begert. Lange Jahre fremd. Edition Kirchenfeld, Bern 2008. 293 Seiten, Fr. 38.50.